

# Mythos Mundart

Autor(en): **Mijuk, Gordana**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz**

Band (Jahr): **19 (2011)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961931>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Mythos Mundart

*Die Debatten um die Unterrichtssprache im Kindergarten zeigen es: Mit dem Hochdeutschen haben die Schweizer nach wie vor Mühe. Dafür lieben sie ihre Dialekte leidenschaftlich und sprechen sie, wo es nur geht. Genau deshalb gleichen sich die Dialekte jedoch dem Hochdeutschen an.*

Von Gordana Mijuk

«Wer die Mundart bewahren möchte, sollte auswandern», sagt Hans-Peter Schifferle. Der Chefredaktor des Schweizerischen Idiotikons, das die deutsche Sprache hierzulande vom Spätmittelalter bis in die Gegenwart dokumentiert, meint es ernst. In der Fremde lässt sich der Dialekt konservieren, in der Heimat aber sind Dialekte lebendig und verändern sich.

Die Mundart-Debatten, die wegen der Abstimmungen um den Gebrauch von Dialekten im Kindergarten losgetreten wurden – in Zürich und Basel fanden sie am letzten Wochenende statt, in anderen Kantonen sollen sie bald folgen – hat Schifferle mit Kopfschütteln beobachtet: «Einige haben da etwas missverstanden.» So stand in einer Pendlerzeitung unlängst, Eltern müssten nun alte Mundartbegriffe wie «Chnuppesager» (Geizkragen) oder «Goggwärgi» (Zwerg) gebrauchen, da ihre Kinder nun wieder in Dialekten sprächen. «Dabei sind diese Wörter gar nicht mehr gebräuchlich», sagt Schifferle.

### Niemand kann reinen Dialekt

Auffällig ist, dass in Mundart-Debatten oft gesagt wird, niemand spreche mehr «richtigen Dialekt». Beklagt wird zudem, dass der Dialekt verflache, gar aussterbe. EVP-Kantonsrat und früherer Sekundarlehrer Thomas Ziegler, der sich in Zürich für die Mundart im Kindergarten starkmachte, ist bestürzt darüber, dass sein Enkel nicht mehr «tschuutet», sondern «Fussball spielt» und kein «Goal schüsst», sondern «ein Tor erzielt». Das gleiche Schicksal trifft Wörter wie «Ross» oder «Anke», die durch «Pferd» und «Butter» verdrängt werden.

Tatsächlich wird der Mundartwortschatz kleiner, und die Dialekte werden sich ähnlicher – darüber sind sich Experten einig. Um die Mundarten steht es dennoch bestens: «Es geht ihnen sogar besser als je», sagt Ruedi Schwarzenbach, früherer Titularprofessor für deutsche

Sprachwissenschaft an der Universität Zürich. Die Mundarten würden mehr gebraucht, in Gesprächen im Alltag, privat und in der Öffentlichkeit. «Es gibt kaum eine Situation, in der man nicht in einem schweizerdeutschen Dialekt etwas beschreiben könnte oder gar ins Standarddeutsche ausweichen müsste», sagt Schwarzenbach. Helen Christen, Linguistikprofessorin an der Universität Freiburg, bestätigt: «Der Anwendungsbereich hat sich ausgeweitet in den vergangenen Jahren.» Dies spiegelt sich auch in Radio und Fernsehen. Nur noch in wenigen Nachrichtensendungen wird durchgehend Hochdeutsch geredet. Und auch Interviews mit Bundesräten sind oft im Dialekt geführt; vor ein paar Jahrzehnten wäre dies kaum denkbar gewesen.

Doch der stete Gebrauch der Mundart hat seinen Preis. Um alle Bereiche des Alltags sprachlich abdecken zu können, bedient sich die Mundart für Ausdrücke und Formulierungen aus dem Hochdeutschen. Dies wiederum führt zu einer Angleichung des Schweizer Dialekts an das Hochdeutsche. Deshalb reden wir auch von der «Kchli-maerwärmig» und von der «lifaurewision», und deshalb wurde aus dem früher verbreiteten «Sumervogel» der «Schmätterling». «Wir übernehmen die Standardsprache, passen sie aber lautlich und formal in den Dialekt ein», erklärt Christen.

Das machen wir aber nicht nur mit einzelnen Wörtern, sondern mit ganzen Textsorten. «Vom Weschte zünd Gwitterwulke uuf, und es sind erhebliche Niderschleeg z erwaarte ...» Für Dialekt-Puristen sind «erhebliche Niderschleeg» allerdings ein Graus, da es doch einfach heissen sollte: «Es chunnt fescht cho rägne.» Sie glauben, je näher der Dialekt beim Standarddeutschen sei, desto weniger gut oder rein sei die Mundart. Dabei ist die Vorstellung eines reinen Dialekts naiv, gibt Idiotikon-Chefredaktor Schifferle zu bedenken. So etwas gebe es nicht. Die Sprache



*Heute erscheint uns ein Schweizerdialekt dann als «rein», wenn er althergebracht ist und sich stark vom Hochdeutschen unterscheidet.*

verändere sich ständig. Es sei verfehlt zu glauben, nur weil ein Begriff wie etwa «Guggumere» älter sei als «Gurke», sei er «reiner». «Alt» ist relativ, fast immer gibt es auch noch ältere Begriffe. «Tschuute» etwa stammt aus dem Englischen (to shoot, schießen). Die Trauer um gewisse Wörter und die zunehmende Dialekt-Nostalgie, die sich auch am erfolgreichen Absatz von Dialekt-Wörterbüchern zeigt, ist indes verständlich. Sprache bedeutet Heimat, erinnert an die eigene Geschichte und Identität. Verändern sich Wörter, scheint ein Stück der Identität verloren.

### **Deutsch ist keine Fremdsprache**

Dass viele althergebrachte Begriffe nicht mehr gebraucht werden, hat auch inländische Ursachen: Die Deutschschweizer wollen sich untereinander rasch verständigen und verzichten auf dialektale Eigenheiten, die der Gesprächspartner nicht kennt. So sagt der Freiburger «Hosensack» statt «Fageta». Auch sagen wir heute fast flächendeckend «Rööschti» und nicht mehr «Bröisi», «Brousi» oder «Prägu». Aussterben dürfte der Dialekt trotz diesen Tendenzen nicht. «Die Angst davor ist schon 200 Jahre alt», sagt Linguistin Christen. Allerdings hat sich durch die Medien und die grössere Mobilität der Menschen das Tempo der Veränderungen beschleunigt.

Kopfschütteln löst bei Sprachwissenschaftlern auch die in der Schweiz verbreitete Meinung aus, Hochdeutsch sei eine Fremdsprache. Deutsch ist unsere Muttersprache in zwei Formen: Die Mundart für das Mündliche, die Hochsprache für das Schriftliche. «Der verbreitete Wahn, nur Dialekt sei Muttersprache der Deutschschweizer, beruht auf einer Mischung von Denkschwäche, Sentimentalität und Borniertheit», echauffierte sich Literaturprofessor Peter von Matt. Der «Wahn» beruht auch auf der simplen Tatsache, dass wir Hochdeutsch oft wie eine Fremdspra-

che lernen, und nicht selten hölzern tönen und ungenau sind im Ausdruck. Wir fühlen uns nicht wohl beim Sprechen des Schriftdeutschen. Der «Wahn» stammt auch daher, dass Deutsche für die schweizerisch gefärbte Hochsprache nicht viel übrig haben. Gerade um die Barrieren und Komplexe abzubauen und die im Pisa-Test 2000 festgestellte Leseschwäche zu verbessern, wollten die Pädagogen Hochdeutsch im Kindergarten einführen. Der Versuch erleidet nun Schiffbruch, das Hochdeutsch wird wieder zurückgesetzt. Und die Debatte hat erneut falsche Vorstellungen und Ängste um die eigene Identität aufgedeckt. «Ein richtiger Eidgenosse spricht Mundart und nicht Hochdeutsch» oder «Endlich wird unsere Muttersprache geschützt», kommentierten Leser der Pendlertzeitung «20Minuten».

Mehr Selbstvertrauen gegenüber dem eigenen Hochdeutsch täte den Schweizern gut. «Wir brauchen eine positivere Einstellung zu unserem Hochdeutsch, auch wenn wir langsamer reden und mit Akzent», fordert Annelies Häcki Buhofer, Linguistin der Uni Basel. Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt liebte sein «Bärdütsch» und rieb sich stets an den beiden Formen des Deutschen. Als er einmal in seinem schweizerisch gefärbten Deutsch eine Rede hielt und ein Hörer ihn bat, Hochdeutsch zu sprechen, sagte er bloss: «Ich kann nicht höher.»

© NZZ am Sonntag